Walter Kardinal Kasper

Kirche am Wendepunkt

Das Zweite Vatikanische Konzil und die Herausforderungen unserer Zeit

Ausgehend von der Erfahrung des Zweiten Vatikanischen Konzils sieht Kardinal Kasper gerade durch die derzeitige Krise in der Kirche neue Chancen – wenn in Zukunft die Ortskirchen gestärkt und der Zentralismus zurückgefahren wird.

In diesem Jahr sind es 50 Jahre, dass Papst Johannes XXIII. am 11. Oktober 1962 das Zweite Vatikanische Konzil eröffnet hat. Da ich inzwischen schon zu den Älteren zähle, erinnere ich mich noch gut an den Abend des 25. Januar 1959, da ich als damals junger Priester zusammen mit Freunden am Radio (Fernsehen gab es noch nicht) die Nachrichten hörte und wir unseren Ohren kaum trauten, als wir hörten, dass Papst Johannes in St. Paul vor den Mauern in Rom ankündigte, eine römische Synode einzuberufen, das kanonische Recht zu revidieren und ein allgemeines Konzil einzuberufen. Das war Überraschung pur. Auch die Kardinäle, die bei der Ankündigung dabeistanden und sie als erste hörten, waren sprachlos. Niemand hatte das erwartet.

Oder doch? Ich war nach dem Zweiten Weltkrieg in die damalige Nachblüte der Jugendbewegung geraten, lernte die liturgische Bewegung und die Bibelbewegung, vertiefte mich in die Schriften von Romano Guardini, hatte später in Tübingen auch erste ökumenische Kontakte. Irgendwie in unseren Herzen vergraben war die Erwartung und Sehnsucht nach etwas Neuem. Es war auch die Kennedy-Zeit mit der Proklamation der neuen Grenzen. Kurzum, es war das Gefühl des Anbruchs einer neuen Zeit, das wir als junge Menschen aber nicht formulieren konnten.

So empfanden wir das Konzil nicht als einen Bruch; es war für uns vielmehr die Erfüllung von unausgesprochenen Sehnsüchten, die wir schon länger in den Herzen trugen. So hat mich die Erfahrung des Konzils bleibend geprägt; das Konzil wurde für mich zum festen Bezugspunkt meiner Theologie.

Inzwischen hat sich die Stimmung zumindest bei uns um 180 Grad gedreht. Von einem erneuerten Pfingsten mag heute kaum mehr jemand sprechen. Im Gegenteil, heute 50 Jahre später, ist bei uns in Deutschland und in Westeuropa von Niedergang und Krise der Kirche die Rede.

Aber: Wir in Deutschland sind eine freie Kirche in einem freien Staat. Die Kirche war in ihrer ganzen Geschichte noch nie so frei wie heute. Sie war wohl auch noch nie so gut situiert, weit besser als alle anderen Ortskirchen in der Welt. Was also ist los bei uns?

Epochaler Umbruch

Die These, von der ich ausgehen möchte, lautet: Die Kirche in Deutschland und Europa (darauf möchte ich mich beschränken) steht in einem epochalen Wandel. Die Krisenphänomene wie der Missbrauchsskandal, der zurückgehende Kirchenbesuch, die Kirchenaustritte, der Priestermangel, das unüberhörbare Murren im Volke Gottes usf. sind Zeichen einer tieferen Krise. Was wir gegenwärtig erleben, ist das Zu-Ende-Gehen einer Epoche der Kirchengeschichte.

Die volkskirchliche Gestalt geht in der heutigen pluralistischen Situation zu Ende. Das katholische Milieu gibt es nur noch in auslaufenden Restformen. Dort, wo sie noch besteht, soll man es nicht zerstören oder herabsetzen, auch Folklore kann eine wichtige identitätsstiftende Bedeutung haben. Aber man muss sich darüber im Klaren sein: Die bisherige volkskirchliche Gestalt der Kirche ist nicht das zukunftsweisende Modell der Kirche im 21. Jahrhundert. Es kommt etwas Neues. Aller Abschied ist schwer, und Abschied bedeutet immer auch Verlust; alles Neue dagegen entsteht unter Geburtsschmerzen. Die erfahren wir heute. Hoffnungslos ist ein Abschied aber nur, wenn ihm kein neuer Anfang und kein Aufbruch zu neuen Ufern folgt. Was uns in dieser Situation leider fehlt, ist, dass es so wenig konkrete und zugleich realistische Zukunftsvision gibt; wir können das Neue bisher höchstens in ersten Umrissen wahrnehmen.

Es ist absehbar, dass die Kirche, und zwar beide großen Kirchen in Deutschland, innerhalb unserer stärker pluralistisch werdenden Gesellschaft zu großen Minderheiten werden. Man kann deshalb realistischerweise gar nicht damit rechnen, dass alles so

Walter Kardinal Kasper ist emeritierter Kurienkardinal und ehemaliger Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen.

Walter Kardinal Kasper: Kirche am Wendepunkt. Das Zweite Vatikanische Konzil und die Herausforderungen unserer Zeit.
In: Erwachsenenbildung 58 (2012), Heft 3, S. 106–110

bleibt, wie es unter volkskirchlichen Voraussetzungen geworden ist. Das gilt auch beim geschichtlich gewachsenen Pfarreisystem. Die Kirche geht einer neuen Art von Diasporasituation entgegen. Diasporasituation neuer Art deshalb, weil Diaspora bisheriger Art meinte, dass eine kleine katholische Minderheit in einem mehrheitlich evangelischen Umfeld lebte oder umgekehrt; die neue Diaspora bedeutet, dass evangelische und katholische Christen zusammengenommen teilweise schon heute und in Zukunft wohl noch mehr in einer mehrheitlich pluralistischen, christlich indifferenten, teilweise aber auch feindselig eingestellten Umwelt leben.

Das bedeutet nicht, einer Pastoral der kleinen Herde oder der Ideologie des Gesundschrumpfens das Wort zu reden. Schrumpfen ist neu gesund. Gesundschrumpfen als Programm wäre das Gegenteil einer missionarischen Kirche, die sich heute zur Neuevangelisierung aufmacht. Wir geben niemand auf, wir wollen so viele wie möglich gewinnen, sogar so viele wie möglich neu dazugewinnen, und jeder Einzelne, der weggeht, ist einer zu viel. Dennoch müssen wir aber realistischerweise damit rechnen, dass die Kirche in Europa einer neuen Art von Diasporasituation entgegengeht. Als Christen müssen wir diese nach menschlichem Ermessen auf uns zukommende Wirklichkeit im Vertrauen auf Gottes Vorsehung realistisch als Herausforderung annehmen.

Diese neue Situation ist kein Grund zur Panik.

Manche suchen die Flucht zurück in die vermeintlich gute alte Zeit anzutreten. Sie haben recht, wenn sie sagen, dass es Formen der Volksfrömmigkeit gibt, die es wert sind, nicht nur bewahrt, sondern auch erneuert zu werden. So sind etwa Wallfahrten – siehe die Wallfahrt zum Hl. Rock in Trier – wieder attraktiv und modern geworden. Wir werden also bei dem Weg nach vorne nicht alles Bisherige aufgeben sondern Wertvolles mitzunehmen haben. Darum können wir auch nicht einfach die Flucht nach vorne ergreifen, im Sturm vermeintlichen Ballast über Bord werfen, wodurch das leichter gewordene Boot erst recht wie eine Nussschale von den Wellen der rasch wechselnden Moden hin und her geworfen wird. Das wäre nicht Krisenbewältigung, sondern Krisenbeschleunigung.

Das griechische Wort *krisis* bedeutet nicht einfach Zusammenbruch und Katastrophe, *krisis* bedeutet Wendepunkt, bei dem alles auf Messersschneide steht, wo sich alles zum Guten wie zum Schlechten wenden kann; sie kann auch ein *kairós*, eine Gnadenstunde, sein. Die Krise ist deshalb eine Entscheidungssituation. Im Sinn des Konzils müssen wir sagen: Die Kirche ist ecclesia semper purificanda und ecclesia semper renovanda (LG 8). Sie ist zwar in allen Jahrhunderten dieselbe Kirche Jesu Christi. Sie steht auf dem ein für alle Mal gelegten apostolischen Fundament. Es kann darum heute keine neue Kirche geben, wohl aber eine aus ihren Ursprüngen und Wurzeln erneuerte Kirche. Die Kirche bezieht ihre Kraft allein aus Jesus Christus. Sie muss zur apostolischen Einfachheit zurückkehren. Im Grunde kehren wir zur Gestalt der Urkirche und der Kirche der ersten Jahrhunderte zurück.

Christsein und Kirchesein im Horizont der Gottesfrage

Die Dramatik wird erst dann voll deutlich, wenn wir die Fenster und Türen aufmachen und die kirchlichen Probleme im kulturellen Gesamtkontext betrachten. Die Grundfrage, vor der wir stehen, ist die Gottesfrage.

Im Anschluss an Johann Baptist Metz habe ich von einer Gotteskrise gesprochen. Das ist ein missverständliches Wort. Selbstverständlich ist nicht Gott in der Krise; vielmehr sind wir in der Krise, weil wir die Wirklichkeit Gottes verdrängt, vergessen und verdunkelt haben und weil auch wir Christen das Antlitz Gottes oft entstellt haben.

Diese Situation ist nicht hoffnungslos. Es gibt auch eine wachsende Zahl von frommen Atheisten, besser von nachdenklichen Agnostikern. Sie haben weder die Selbstgewissheit der Theisten noch die der Atheisten. Es sind Menschen, die fragen und suchen, Menschen unterwegs. Sie spüren, dass mit dem Ausfall des Gottesglaubens und des christlichen Glaubens etwas fehlt. »Ein Bewusstsein von etwas, das fehlt«, hat Jürgen Habermas es ge-

Aufbruch | Handreichung

nannt. Er lädt deshalb etwa in seinem Disput, den er am 19. Januar 2004 in der Münchner Akademie mit dem damaligen Kardinal Ratzinger hatte, dazu ein, die Botschaft des Evangeliums rational zu entschlüsseln, weil wir angesichts der enormen Herausforderungen, vor der die Menschheit heute steht, auf dessen Motivationspotenzial vernünftigerweise nicht verzichtet können. Ich könnte es auch so sagen: Die Botschaft, welche die Kirche zu sagen hat, hat heute nicht etwa ausgedient, sie ist heute aktueller als vielleicht je. Als Christen müssen wir unsere Sprachlosigkeit überwinden, neu lernen, von unserem Glauben zu sprechen, statt ihn zu verstecken. Wir müssen auch unseren religiösen Analphabetismus überwinden und den Glauben kennenlernen. Was man liebt, das will man auch kennen, und nur was man kennt, kann man lieben. Nur wenn wir den Glauben kennen, können wir auch Rechenschaft vom Glauben geben. Ohne Glaubenserneuerung kann es keinen Weg nach vorne geben. Wir brauchen Glaubensschulen, eine erneuerte Initiationskatechese nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene.

Erneuerte Ekklesiologie

Die Gottesfrage an die erste Stelle und in den Mittellpunkt rücken hat Folgen für die Rede von der Kirche. Wir müssen Ekklesiologie als Theologie treiben. Das bedeutet eine Herausforderung. Denn die Ekklesiologie ist erst im späten Mittelalter entstanden und dabei zu einer Hierarchologie geraten. Diese Tendenz hat sich in der Neuzeit weiter verschärft. Weil Luther den Papst als Antichrist bezeichnet hat, hat die katholische Kirche die Bedeutung des Papstes umso mehr herausgestellt und sich oft als eine Art Papstmonarchie dargestellt.

Erst die Erneuerungsbewegungen in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts haben zu einer Gegenbewegung geführt, die das Zweite Vatikanische Konzil aufgegriffen hat. Das Konzil hat auf das alte patristische Motiv

Aufbruch | Kreuz komplex

verweisen: Die Kirche ist nur wie der Mond, der Licht nicht aus sich hat, sondern nur das Licht ausstrahlt, das er von der Sonne gleichsam geborgt hat. Hugo Rahner hat das gesamte Material eindrucksvoll zusammengetragen. Daran setzte das Zweite Vatikanum in der Kirchenkonstitution »Lumen gentium« an. »Lumen gentium« ist nämlich nicht die Kirche; das Konzil fährt vielmehr fort: »Lumen gentium quod est Christus«; »Christus ist das Licht der Völker«, die Kirche ist nur Zeichen und Werkzeug für Gott, der sich in Jesus Christus endgültig geoffenbart hat. So hat das Konzil die mysterienhafte Seite der Kirche, die Kirche als Volk Gottes, Leib Christi Gemeinschaft im Hl. Geist wiederentdeckt.

Was das Konzil in 16 Dokumenten gelehrt hat, hat die außerordentliche Bischofssynode von 1985 20 Jahre nach Beendigung des Konzils zusammengefasst: Kirche ist das unter dem Wort Gottes versammelte Volk Gottes, sie ist hörende Kirche; als solche wird sie durch Taufe und Eucharistie als communio konstituiert; sie ist Kirche, welche die Heilstaten Gottes feiert, und sie ist Kirche, die zum Dienst an der Welt bestellt ist. Damit fasste die Synode die vier großen Konzilskonstitutionen zusammen: Volk Gottes (Kirchenkonstitution »Lumen gentium«), unter dem Wort Gottes (Offenbarungskonstitution »Dei Verbum«), das die Heilstaten Gottes feiert (Liturgiekonstitution »Sacrosanctum Con-

cilium«) und die zum Heil der Welt bestellt ist (Pastoralkonstitution »Gaudium et spes«). Von diesem Wesen der Kirche muss jede Erneuerung der Kirche ausgehen. Sie muss insbesondere ausgehen vom Hören des Wortes Gottes und der Feier der Sakramente sowie von der Besinnung auf die sakramentale Communio-Wirklichkeit aller Christen und von einem neuen Bewusstwerden der missionarischen Sendung in die Welt.

Nimmt man das Tiefenanliegen des Konzils wahr, dann ist die gegenwärtige Krise weit mehr als eine Institutionenkrise. Man kann sie darum auch nicht allein mit institutionellen Reformvorschlägen beheben. Relevanz für den Einzelnen wie für unsere Gesellschaft kann die Kirche nur haben, wenn sie Identität besitzt und wenn sie weiß, wer sie selber ist. Äußere Reformen ohne geistliche Erneuerung sind ein ziel- und sinnloser Aktionismus, der verpufft und ins Leere geht. Umgekehrt – und dies muss mit derselben Deutlichkeit gesagt werden – ist geistliche Erneuerung ohne konkrete Erneuerung und ohne Reform weltfremder und weltflüchtiger Spiritualismus, der sich ebenso rasch verflüchtigt und zu einem Reformstau führt, der sich wie ein Mehltau auf das kirchliche Leben legt. Es muss beides zusammenkommen: geistliche Erneuerung und konkrete Kirchenreform. So war es bei allen bisherigen Erneuerungsbewegungen, und es kann heute nicht anders sein. Wir brauchen darum in erster Linie eine geistliche Erneuerung der Kirche.

Erneuerung der Communio-Gestalt der Kirche

Damit komme ich zu den Fragen der institutionellen Erneuerung. Dabei gilt es, beim dem Leitbegriff des Konzils Kirche verstanden als *communio* anzusetzen. *Communio* meint nicht einfach Gemeinschaft, sondern Teilhabe (participatio) an Jesus Christus im Hl. Geist, letztlich an der trinitarischen communio. Die Kirche wird vom Konzil im Sinn der Kirchenväter als Abbild, als Ikone der Trinität verstanden (LG 4; UR 3).

Wird Kirche im Sinn des Konzils als durch die Taufe und die Eucharistie begründete communio verstanden, dann bedeutet dies ein kommunikativer und brüderlicher Stil in der Kirche, der sich von älteren imperialen, feudalen, und obrigkeitsstaatlichen Verhaltensmustern wie von einem scheinmodernen bürokratischen Stil unterscheidet. Das meint keine Demokratisierung der Kirche, sondern eine Realisierung der der Kirche eigenen Communio-Wirklichkeit. In diesem Sinn sollte das Leben der Kirche nach innen wie nach außen durch einen kommunikativen, partizipativen und dialogischen Stil der Brüderlichkeit, der Freundschaft und des Vertrauens und durch eine hör- und lernbereite Dialogkultur geprägt sein.

Auf diesem Hintergrund konnte Dialog zu einen Schlüsselwort des letzten Konzils werden; es findet sich in den Konzilsdokumenten in den verschiedensten Zusammenhängen etwa 30-mal. Papst Paul VI. hat dazu eine eigene Enzyklika (»Ecclesiam suam«, 1964) geschrieben, und Papst Johannes Paul II. hat zum Thema Dialog tiefschürfende Überlegungen angestellt (Ut unum sint, 1995, Nr. 28). Man muss sich deshalb wundern, dass manche das Wort Dialog unter Verdacht stellen und es aus dem kirchlichen Sprachgebrauch wieder verbannen wollen.

Dialog bedeutet theologisch verstanden, sich gegenseitig Zeugnis vom je eigenen Glauben zu geben und dadurch am Reichtum des anderen teilzunehmen, sich bereichern zu lassen, aber dann auch den eigenen Glauben besser und tiefer zu verstehen. Darum trifft man sich beim Dialog nicht auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner. Dialog hat auch nichts mit Relativismus und Synkretismus zu tun. Im Gegenteil, wir werden durch den Dialog tiefer in die Wahrheit eingeführt und bereichert.

Wenn wir in diesem Sinn die Communio-Wirklichkeit und die dazugehörige Kommunikation in die konkrete Realität umsetzen wollen, dann heißt das: Neubelebung und Stärkung synodaler Institutionen in der Kirche, auf der ortskirchlichen wie auf der universalkirchlichen Ebene. Diese Erneuerung ist keine Neuerung. Sie hat nichts mit einer gelegentlich kritisch beschworenen Rätekirche zu tun; sie entspricht vielmehr der Tradition, die letztlich zurückgeht auf das Apostelkonzil (Apg 15), in dem die Apostel, besonders Petrus, unter Beteiligung der ganzen Gemeinde entschieden haben. Die Erneuerung dieser Tradition unter den heutigen Gegebenheiten könnte einen einseitigen autoritativ-hierarchischen Stil überwinden und der Kirche ein junges, frisches Gesicht und eine erneuerte Gestalt geben.

Zur communio gehört freilich auch das Amt in der Kirche. Denn communio stellt sich nicht selbst her und stellt sich nicht allein durch den brüderlichen Dialog ein. Als sündige Menschen sind wir alle irgendwie auch egoistische und egozentrische Menschen. Communio setzt darum Versöhnung voraus. Diese kann man nicht »machen«, sie ist letztlich Geschenk, Gnade. Das kirchliche Amt als repraesentatio Christi repräsentiert in seinem Gegenüber zur Gemeinde dieses innerweltlich unableitbare gnadenhafte Gegenüber. Es ist darum ein konstitutiver Dienst in der kirchlichen Communio und für die kirchliche Communio. Die Brüderlichkeit ist in der Kirche nicht ohne geistliche Vaterschaft möglich. Es muss in der Kirche *auctoritas* im ursprünglichen Sinn des Wortes *augere,* d.h. *Wachsen* geben. Autorität soll also nicht Leben unterdrücken, sondern Leben stiften und mehren, Leben wachsen lassen und Leben fördern. Das kirchliche Amt soll die anderen Christen zu ihrem Dienst befähigen, sie begleiten, ermahnen, ermutigen, es soll die verschiedenen Charismen im einen Glauben zusammenführen und zusammenhalten. Solche Autorität brauchen wir heute nicht weniger, sondern mehr.

Das Ideal scheint mir in der Regel des hl. Benedikt beschrieben zu sein. Bei Benedikt hat der Abt in der Mönchsgemeinschaft eine wichtige Stellung; er vertritt sozusagen Jesus Christus. Aber

er soll bei allen wichtigen Entscheidungen den Rat der Brüder einholen; er soll auch den Jüngsten hören, weil auch durch ihn der Hl. Geist reden kann. Nach der Beratung soll der Abt alles überdenken, er soll darüber beten, um dann zu entscheiden. Autorität und Brüderlichkeit gehören also zusammen und bedingen sich gegenseitig.

Ein ähnliches kommunikatives Miteinander von Amt und Gemeinde beziehungsweise Kirche sollte es auf allen Stufen kirchlichen Lebens geben. Dass dabei auch den Frauen ihren Platz zukommen muss, sollte im Blick auf die apostolische Kirche selbstverständlich sein. In den Briefen des Apostels Paulus werden sehr viele Frauen namentlich als wichtige Mitarbeiterinnen genannt, und heute ist das Leben in den Pfarreien gar nicht mehr denkbar ohne den Dienst von Frauen. Im Sinn der communio sind gegenwärtig großräumigere Pfarreien neuen Stils und Zuschnitts im Entstehen. Sie sollten eine Gemeinschaft von Gemeinschaften sein. Dazu gehören Haus- und Basisgemeinschaften, Gruppen verschiedenster Art, die Biotope des Glaubens sind, in denen christliches Leben erfahren, gelebt und aktive Beteiligung am kirchlichen Leben konkret eingeübt werden kann. Von ihnen können dann Licht und Wärme des Glaubens ins Umfeld ausstrahlen. Hier haben Laien eine wichtige Aufgabe. Die Aufgabe des Amtes ist es, sie am Evangelium zu orientieren und sie zur gemeinsamen Feier der Eucharistie zusammenzuführen.

Solche Gemeinschaften dürfen sich nicht abschotten. Sie müssen offen sein für die jeweilige Gemeinde und offen für die weltweite Kirche. In einer global vernetzten Welt müssen Gemeinden und Gemeinschaften ihre Kirchturmperspektive überschreiten, wirklich katholisch sein und sich für die größere Kirche in der Diözese und in der Weltkirche öffnen.

Die Zeit von Nationalkirchen, welche seit dem späten Mittelalter Mitursache von unseligen Spaltungen und Konflikten geworden sind, ist vorbei. Das Christsein des 21. Jahrhunderts sollte sich durch weltweite Solidarität mit den Brüdern und Schwestern auszeichnen, welche in Not sind, vor allem mit den verfolgten und unterdrückten Christen in vielen Ländern der Welt. Dazu gehört auch die alte biblische und urchristliche Tugend der Gastfreundschaft gegenüber Menschen, die von Not und Verfolgung getrieben zu uns kommen.

Auf der Ebene der universalen Kirche braucht die Kirche in einer mehr und mehr globalisierten und doch innerlich zerrissenen Welt um der Einheit in der Vielfalt willen ein starkes Zentrum. Wir brauchen Petrus, der mit seinem Christusbekenntnis der Fels ist, auf den die Kirche gegründet ist (Mt 16,18). Gerade in schwierigen Zeiten wie der unsrigen gilt es, sich um Petrus zu scharen. Ebenso braucht die Kirche eine Stärkung ihrer kollegialen/synodalen Struktur. Beides widerspricht sich nicht.

Die vom Zweiten Vatikanischen Konzil gewollte Integration beider Gesichtspunkte könnte vielmehr dazu beitragen, die innere Einheit zu stärken und den noch immer vorhandenen, neuerdings leider sogar wieder verstärkt spürbaren antirömischen Affekt zu überwinden.

So wird es in Zukunft unausweichlich sein, die Bedeutung der Bischofssynode und des Konsistoriums zu stärken, einen alles steuern wollenden kurialen Zentralismus wieder etwas zurückzufahren und den Ortskirchen, das heißt der Kirche in einem Land, einer Kultur oder auch eines Kontinents, innerhalb der gesamtkirchlichen communio mehr Eigenverantwortung zu geben. Dadurch wird die Bedeutung des dem Petrusamt übertragenen Auftrags, die Brüder zu stärken (Lk 22,32), nicht ab-, sondern zunehmen.

Schluss: Neue Freude an der Kirche

Letztlich ist die Erneuerung nur durch ein erneuertes Pfingsten möglich. Davon hat Papst Johannes XXIII. bei der Einberufung und bei der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils gesprochen. Wenn wir davon überzeugt sind, dass letztlich nur der Pfingstgeist die Erneuerung schenken kann, dann müssen wir vor allem anderen das tun, was die ersten Jünger und Jüngerinnen vor Pfingsten taten. Damals versammelten sich Apostel, die Frauen, die Jesus begleitet hatten, zusammen mit Maria, der Mutter Jesu, und verharrten einmütig im Gebet (Apg 1,12–14). Auch heute wird die Zukunft der Kirche in erster Linie von den Betern bestimmt, und die Kirche der Zukunft wird vor allem eine Kirche der Beter sein.

Der Geist kann wie am ersten Pfingsten im Sturm und mit Feuer kommen (Apg 2,2f). Mit dem Sturm, der manches hinwegfegt, und mit dem Feuer, das manches von dem verbrennt, was uns heute noch wichtig erscheint. Der Geist kann aber auch wie beim Propheten Elia im leisen Säuseln des Windes kommen (1 Kön 19,12f) und uns und die Welt mit seiner Glut von innen her reinigen und verwandeln. Er kann uns neu bewusst machen, dass wir uns keine Sorgen machen brauchen, dass vielmehr die Freude an Gott unsere Stärke ist (Neh 8,10). Wenn wir aus dieser Freude heraus als Volk Gottes Freude an der Kirche haben, wird die Kirche auch morgen leben und übermorgen Zukunft haben. Sie wird dann als Vorschein des kommenden Reiches Gottes suchende und fragende junge wie ältere Menschen anziehen und für viele wieder neu geistliche Heimat sein. Jammern zieht niemand an; Freude dagegen ist ansteckend. Freude am Christsein überzeugt. Denn wer kann uns Besseres geben als Jesus Christus. Wenn ich zu dieser Freunde ein wenig beitragen konnte, wäre ich hochzufrieden.

Der Text ist die gekürzte Fassung eines Vortrags, den Kardinal Kasper am 3. Mai 2012 auf Einladung der KEB Niedersachsen/Osnabrück in Osnabrück gehalten hat.